

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 26

Artikel: Bilder aus dem amerikanischen Farmerleben [Schluss]
Autor: Hagenbuch, T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576297>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

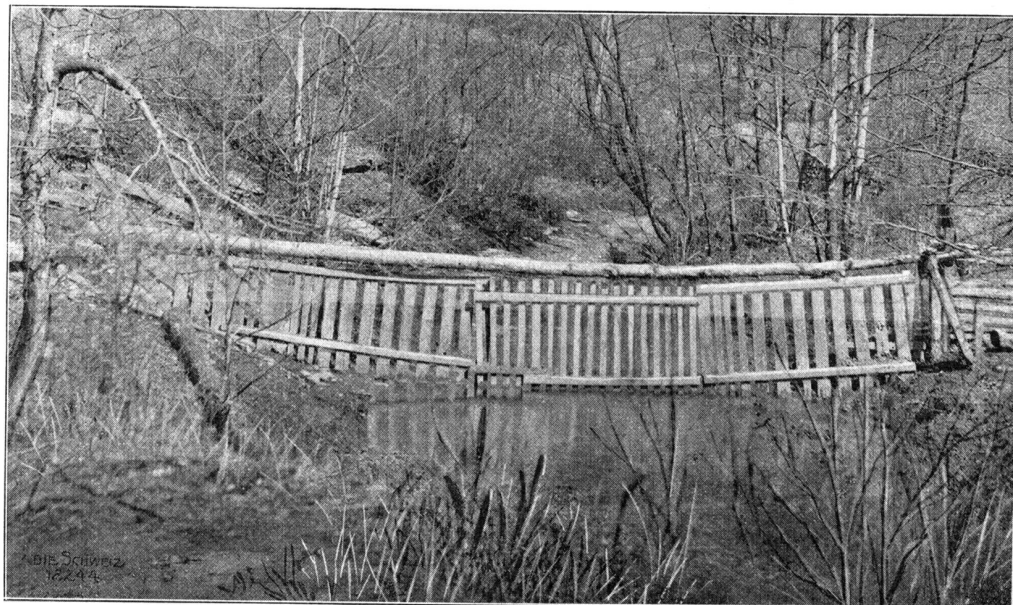
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wasser-Gatter über die Freeman-Creek, Kentucky.

Bilder aus dem amerikanischen Farmerleben.

Wald und „Fenzen“.

Von **L. Hagenbuch**, Elizabethtown, Ky.

Mit vier Abbildungen. (Schluß).

Wie diese Dogwood mit ihren Sommervögeln und Granaten, so müssen auch die Nerven als für unsern Wald charakteristisch genannt werden. Ueberall findet man sie in einem unlöslichen Gewirr von Ranken und Nestern an die Bäume hinauf und über sie hingezogen. Im Herbst bringen sie lang niederhängende, schwarzblaue Trauben zur Reife, deren Beeren nicht größer sind als Schrotkörner. Sind sie von der besten Sorte, so können sich hier Menschen und Vögel vom selben Tisch erlaben. Sie schmecken wohl ziemlich herb, gleichzeitig aber so angenehm würzig süß, daß ländliche Kochkünstlerinnen eine nicht zu verachtende Marmelade aus diesen Trauben bereiten. Nicht weniger erfrischend schmeckt der mit Zusatz von Zucker aus ihnen bereitete Rotwein.

Auf das Erlöschen der Herbststorie folgt eine lange Zeit, wo unsere Wälder Mittern von der traurigen Gestalt nicht unähnlich sind. Neizlos, ein schwarzes Altgewirr mit raschelnden Stacheln präsentieren sie sich. Doch bringt fast jeder Winter eine kurze Unterbrechung in dieses dürre Einerlei. Nach einem Winterregen setzt plötzlich Kälte ein. Wenn darauf des Morgens die Sonne aufsteht, dann sieht es aus, wie wenn über Nacht die Sterne des Himmels auf Busch und dürres Gras niedergefallen wären. Mein Wald mit seinen starren Nestern und Zweigen ist ein Arsenal von Bajonetten, von blanken Schwertern und blitzenden Türkenfäbeln geworden, eine wunderbare, nach allen Seiten Funken sprühende Miesenmaschine.

Nun ist die Zeit gekommen, wo der Wald wiederhallt von Axtschlägen und von dem Schreien der Sägen. Der Wald, wenn er noch nicht erschöpft ist, tritt in den Dienst der

Fenzen.

Wer es mit wenigen Jügen zu schildern vermöchte, was dieses eine Wort in sich faßt an Arbeit und Kosten, an Schweiß und Erschöpfung, an Zeitverlust und uneinträglichen Opfern, an Mergel und Zorn, an bitterem Wortwechsel und wilden Drohungen, an Streit und tödlicher Feindschaft, an Macheakten und Schandtaten! Es sind bloß ein paar hölzerne Niegel, ein paar Bretter und Pfosten und Drähte, da und dort ein einzeltiger Gatter, und doch zu was für einer Brutstätte nie

endender Sorgen und unermesslichen Unheils ist dieses notwendige Uebel, das Institut der Fenzen geworden!

Zunächst einige Bemerkungen über die äußere Erscheinung dieser landwirtschaftlichen Einrichtung. Die Fenzen geben dem frisch Eingewanderten eines der ersten amerikanischen Rätsel auf. Er sieht das ganze Land bis weit nach Westen überzogen mit hölzernen oder eisernen oder aus Holz und Eisen bestehendem Netzwerk. Hüft und holt, in die Kreuz und Quer wälzt sich das Gitterwerk dahin. Nicht Berg noch Wald vermögen ihm Einhalt zu thun. Vornüber gebeugt steigt es hügelan, Gassen schneidet es durch die Wälder. Auch vor Fluß und Schlucht schreckt es nicht zurück. Hängende „Gäpen“*) reichen ihm hinüber und herüber die Hand. Darunter sind an einem gefällten Baumstamm horizontal in Drähten schwingende Holzgatter verstanden, die wohl das angeschwollene Wasser, nicht aber Vieh durchlassen. In allen möglichen Winkeln stoßen sie aufeinander die Millionen Arme und Nerven und Finger dieser kolossalen Maschen. Hier laufen sie, eine breite Gasse bildend, eine gute Weile parallel neben einander fort, dort eine kürzere Strecke auch parallel, aber kaum zwei Schritte auseinander; hier schnurgerade, so weit man sehen kann, dort in Krümmen und Ränken. Sie folgen beidseitig den Landstraßen, sie dämmen die Bäche ein, sie begleiten die Feldwege, sie rennen rings um Haus und Hof, um Scheune und Stall. Sie bilden die sichtbaren Grenzen jedes Gutes, sie teilen das selbe in Parzellen. Manchmal stehen sie hundert und mehr Jahre lang auf demselben Fleck, manchmal wechseln sie ihren Platz jedes Jahr. Jetzt verunglückt sie bei einem Wald- und Grasbrand, jetzt heißt sie ein rasender Strom mitkommen. Heut' macht sich ein Sturm, morgen weidendes Vieh einen Spaß daraus, sie niederzuwerfen. Einmal durchbricht ein übermütiger Hiel, ein andermal ein erfahrener Stier, unbekümmert um einige Krage, ihre Niegel und Drähte. An den Fenzen lernen Pferde und Hiel springen, Kühe und Stiere, Kinder und Kälber stoßen, Menschen, junge und alte über Land gehende Weiber nicht ausgenommen, Hunde, Schafe und

*) gap, Mund, Durchlaß.

Schweine klettern, was doch allein schon für die Nützlichkeit dieser Einrichtung spricht. Es ist kein Jägerlatein, wenn hier auch die Schweine zu den Klettertieren gezählt werden. Man muß es gesehen haben, wie so ein glänzender Dilettant mit allen Bieren über die eckigen Kiegel hinaufkrabbelt und sich auf die andere Seite hinunterplumpsen läßt. Bald unterbricht ein Stoßgatter den Lauf der Fenz. Hier hat der Spaziergänger oder Chaisenfahrer nichts zu thun, als fünf bis sechs lange Bretter wegzustoßen und nachher wieder zurückzuschieben. Nach dieser gesunden Bewegung darf er behaupten, er sei glücklich, wenn auch nicht sehr schnell auf die andere Seite gelangt. Rascher geht es, wo ein wirkliches, allgemein „Geet“*) genanntes Thor oder Gatter den Durchgang erlaubt, vorausgesetzt, daß die Thorangeln noch halten und spielen, was unter hundert Fällen immerhin etwa zweimal zutrifft. In den restierenden achtundneunzig Fällen hat der Besucher nach Wegnahme einiger stützender Kiegel und Felsblöcke einfach seine Beine landsknechtgemäß zu spreizen, dann anzupacken und sich langsam mit dem wackeligen Gatter rückwärts zu konzentrieren. Dabei soll er mehr oder weniger aufpassen, daß er die Balance nicht verliert. Sonst schlägt das Ding mausfallenartig über ihm zusammen.

So ist das amerikanische Fenzsystem gewiß etwas Wunderbares. Und wenn sie da droben auf unsrem verehrten Nachbarplaneten mit recht guten Fernrohren unsre Mutter Erde beguckten, so werden ihnen die Vereinigten Staaten von Nordamerika ebenso verwunderlich in die Augen stechen wie unsern Astronomen ihr überirdisches Kanalsystem.

Doch interessanter mag für uns sein, was Freunde aus der alten Heimat beim ersten Anblick dieser Fenzen denken. Etwa das: „Du grundgütige Zeit, ist es möglich, da stecken sie ja noch mitten in Zuständen, mit denen wir schon vor Jahrhunderten aufgeräumt haben“. Der Neuling erinnert sich etwa, in Chroniken gelesen zu haben, daß vor alten Zeiten auch sein Dorf und Gemeindebann von Hecken und Zäunen umfriedet und durchzogen war, daß auch dort einst diese Einfriedungen, Allmendzäune, „Thürle an den Landstraßen“ Handel und Prozesse veranlaßt haben. Er erinnert sich vielleicht, selber noch da und dort beim Eingang und Ausgang des Dorfes einen hingefunkenen, moosüberwachsenen Steinpfosten gesehen zu haben, der, wer weiß vor wie langer Zeit, das Zaungatter, „Gster“, getragen hat. Und hier in der „neuen Welt“ leben Dinge und Zustände vor seinen Augen auf, von denen zu Hause alte Archive Kunde geben. So befreundlich ihm diese Thatfache vorkommen mag, er hat sich, wenn er farmen will, in die Notwendigkeit zu fügen, Fenzen zu bauen, jedes Stück seines Landes, in welchem er kein Vieh haben will, mit Fenzen zu umgeben.

Von eigentlicher Stallfütterung ist noch wenig, in vielen Staaten noch gar nicht die Rede. Das Klima der mittlern und südlichen Staaten würde nicht erlauben, das Vieh während der heißen Monate im Stalle zu halten. Weder Schaf-, noch Schweine-, noch Großviehzucht wäre ohne den Weidgang möglich. Daraus folgt, daß ich Schutz und Wehr gegen fremdes Vieh brauche, aber auch mit Schutz und Wehr gegen mein eigenes Vieh meine Welschorn- und Weizenfelder und meinen Obstgarten umgeben muß. Anders wäre es, wenn der öffentliche Weidgang gesetzlich abgestellt würde. Dann hätte ich nicht meine ganze Farm, sondern nur mein Weideland mit Fenzen einzuschließen. Das brächte einem jeden Farmer eine große Ersparnis an Holz und Geld und Arbeit. Eine hundert Zucharten haltende Farm — sie wird zu den kleinern gerechnet — erfordert für die Grenzzenzen und nur zwei über die Farm sich kreuzende Fenzen zwanzigtausend Stück Kiegel. Dieses Material zu erhalten, muß ich vierhundert der schönsten Schwarzeichen fällen. Die Kiegel müssen zu mindestens tausend Franken veranschlagt werden. Dazu kommt die wochenlange Arbeit des Aufsetzens der Kiegel. Nach zehn Jahren ist die Fenz schon sehr der Reparatur bedürftig, und nach fünfzehn bis zwanzig Jahren muß sie erneuert werden. Entschließt man sich zu einer Bretter- oder Drahtfenz, so sind die Kosten noch viel größer. Das genügt, zu veranschaulichen, was für ein enormes totes Kapital in diesen Fenzen liegt.

Die Milderung des bisherigen Fenzsystems zu ermöglichen, müßte freilich die Farmerei ganz anders betrieben werden, als es, wenigstens hier, in neunzig unter hundert Fällen geschieht.

*) gate, Öffnung, dann auch das die Öffnung schließende Drehgetriebe, Gatter.

Die alten Geleise werden aber noch nicht so bald verlassen werden; sind doch der sogenannten Kulturzentren, der Städte, ungezählte, welche nichts dagegen haben, wenn neben den Hunderten auch Schweine und Kühe und Kälber sich durch die Straßen jagen und sich in den Gassen um Gemüseabfälle, Papierschnitzel und Haderlumpen streiten.

Einstweilen darf noch jedes Weidetier gehen, wo es will, auf den Landstraßen, auf den Bahnhöfen, in uneingefriedetem Feld und Wald. Springt es über meine Fenz in mein Welschornfeld und verwüstet mir den halben Acker, so darf ich mich ärgern und darf vor Verdruß grau werden; eine gesetzliche Handhabe gegen den Eigentümer des Tieres habe ich nicht, wenn meine Fenz nicht die vorgeschriebene Höhe von fünf Fuß besitzt. Meine Fenz ist vielleicht nicht mehr neu, die Kiegel haben sich gesetzt und sind um einen Fuß in sich zusammengesunken. Oder unter dem fremdem Vieh ist ein sachkundiges, raffiniertes Stück, das mit beharrlichem Stoßen die nötige Anzahl Kiegel fortstößt und damit sich und seinen Genossen eine Gasse macht. Entsprechen meine Fenzen allen gesetzlichen Erfordernissen, und bricht dennoch fremdes Vieh herein, so ist der erlaubte Weg zur Abwehr und zum Schadenersatz ein so umständlicher und gehässiger, daß er nur selten begangen wird. Ich darf die Tiere einfangen, was an das bekannte Sprüchlein von den Nürnberger erinnert, weil die Bestien, sobald sie den Prügel und Gefahr im Angug sehen, dem Loche zuweilen, durch welches sie hereingedrungen sind. Ist es mir aber mit ein paar Treibern oder mit einem guten Hunde gelungen, ihrer habhaft zu werden, dann bin ich befugt, sie in den nächsten städtischen Leihstall zu treiben, eine Aufgabe von eigentümlichem Reiz, wenn ich zehn, wenn ich zwanzig Meilen von der Stadt entfernt wohne. Sind die Uebelthäter daselbst glücklich hinter Schloß und Kiegel gebracht, so habe ich den Vorgang dem Eigentümer der Tiere bekannt zu machen und ihm zu eröffnen, wo er sein Eigentum gegen Bezahlung der Unkosten und gegen Schadenersatz in Empfang nehmen könne. Meine Forderung ist ihm aber vielleicht zu hoch. Da muß schon ein Gericht den Streit beilegen. Das Ende ist Erbitterung und Haß. Darum versucht man es lieber mit ruhiger Vorstellung und etwa auch damit, daß man die Eindringlinge einsperrt, um den Nachbar durch die ihm verursachte Mühe des Abholens müde zu machen, daß er sich entschliefte, sein Vieh fern zu halten. Häufig wird weder das eine noch das andere friedliche Mittel versucht. Es ist eben etwas so über die Maßen Empörendes, aus der Fassung Bringendes, ein prangendes Fruchtfeld, an das man einen Sommer lang den Schweiß und die Mühe harter Arbeit gewendet hat, auf das man seine Hoffnung gesetzt, und das einem durch den Winter helfen soll, auf einmal durch tierische Unvernunft verwüstet zu sehen. Glückliche, wer darüber weinen kann. Das wird ihn bewahren vor unüberlegtem Handeln. Aber Wenigen nur steht diese Ableitung des Zornes zu Gebote. Den treibt die Wut, den Einbrecher zu Schanden zu schlagen, ein Anderer eilt nach seiner Flinte und schießt unter sie. Er wird eingeklagt und bekommt zum Schaden Strafe und Spott. Wiederum ganz wie in alter Zeit daheim in der Schweiz, wo sie eingefallenes Vieh „mit getriebener Ruthe“ erhiben, und wo sie wegen durch Vieh angerichteten Schadens einander vor Gericht „daß abeinander erklagen“ (Urkunden von 1398).

Ich führe zur Kennzeichnung der Fenzkalamität keine andern als wirklich erlebte Fälle an. Wie die Gassenschweine und das Straßenvieh besonders geübt und gefürchtete Einbrecher sind, so zeichnen sich viele ihrer Eigentümer durch Unverstand aus. Seit Jahren macht eine Herde Vieh unsere Gegend unsicher. Manch ein armer Farmer hat über die Raubzüge dieser Wegelagerer bitter zu klagen: das Vieh gehört einem Manne, der städtische Liegenschaften, der eine Farm besitzt, der bei allen gemeinnützigen Dingen mitthut, der einen sogenannten vornehmen Namen trägt! Den Besitzer einer freien Bande Straßenchweine habe ich veranlaßt, seine in mein Korn eingedrungenen Schweine bei mir abzuholen: er sei darüber „red hot“, rotglühend gegen mich geworden, hieß es nachher. Meine Fenz war aus Stacheldraht gebildet. Es gibt aber unter den Schweinen abgehärtete Wüstenwächter, welche sich selbst durch diese gefährliche Schutzwehr hindurchzwängen. Darum geht die volkstümliche Beschreibung einer guten Fenz noch weiter als das gedruckte Gesetz und sagt, sie müßte sein hog tight, mule high, bull strong, schweinedicht, mantierhoch, stierstark.

Landanstoßer bauen die ihre Güter trennenden Fenzen gewöhnlich „in partnership“, gemeinsam, jeder eine Hälfte. Nach einer kurzen Reihe von Jahren fangen die Niegel zu faulen an und schneiden sich an den Enden, mit denen sie aufeinander liegen, ein. Die Fenz wird niedriger. Da kommt eines Morgens mein Nachbar, der Moselländer, mit zornbezüglichen Schritten daher und schreit mir schon von weitem zu:

„Deine Pferde sind über Nacht in mein Land getuschumpft!“

„Ja, sie werden über deinen Fenzpart gegangen sein, dein Part ist der schlechtere.“

„Macht nichts aus, deiner ist nicht viel besser.“

Nun fange ich an, über den Fenzverdruß loszuziehen.

„Gar kein Verdruß nicht,“ meinte er, „nur“ — im höchsten Helidentenor und mit der Aussprache nuur — „die Fenz fixen!“ Ja, „nur.“ Aber ich bin im Heuet und habe mit meinen Leuten mehr als alle Hände voll zu thun. Wie soll ich jetzt Zeit finden, in den Wald zu gehen, neue Niegel zu spalten? Ich spanne ein, fahre zum nächsten Hartwarenhändler und kaufe für einen halben Dollar einen „jumper“, eine um den Pferdehals zu legende Maschine mit zwei Armen. Heimgekehrt lasse ich meinen Gaul, mit dem neuen Bekleidungsstück angethan, wieder frei. Im Nu steht er drüben an der Grenz-fenz, um sein Kunststück von neuem zu praktizieren. Kaum aber berührt er mit dem längern Arm die Niegel, schlägt ihm

der kürzere so empfindlich an die Nase, daß er in maßloser Verblüffung zurück-schießt und unverrichteter Sache davontrottet. Ich aber juble:

„Dich hat's,

was für eine

ingeniöse Er-

findung!“ Ja,

aber mein

Gaul ist noch

ingeniöser.

Nach längerem

Studium fin-

det er heraus:

wenn man

ganz sachte mit

schiefs- und

hochgehalte-

nem Kopf zur

Fenz tritt, so

kann man

den gefähr-

lichen langen Arm über den obersten Niegel ins verbotene

Land vortauschieben. Dann einen kühnen Zuck, und drüben

ist man.

„Das bietet doch einiges!“ (that beats anything) sage ich im

besten Jargon zu meinem schnaubenden Freund-Nachbar. Ich

greife zu einem andern angepriesenen Mittel, hänge dem Ur-

heber meiner Not einen zehn Fuß langen, in der Mitte um-

gebogenen und zusammengelegten Hickorystab um den Hals

und lasse ihn abermals laufen, weil ich dessen gewiß bin, daß

er nun seine Vorderbeine nicht mehr zum Sprunge heben kann.

„Das ist nun allerdings sehr schlimm,“ denkt mein Bob, „aber

hat man nicht seine Nase unter anderm vielleicht auch zum

Stoßen?“ Er fängt am obersten Niegel zu schaffen an; und

es geht, er weicht. Dann am zweiten und am dritten und

vierten. „Nun wird man doch wohl trotz dieses damned fool

von einer Gabel zuerst das eine, dann das andere Bein über

den Nest zu heben im Stande sein. Nur recht langsam! So,

nun schlepe ich die Stangen einfach nach. Da sind wir ja

schon!“ Und wieder meine ich, „das bietet doch by Jingo

einiges,“ und vermünte die Fenzten. Nun bleibt mir wirk-

lich nichts mehr übrig, als einige Tage alles liegen zu lassen,

mit Art, Säge, Eisenbissen und Holzschlägel auszuziehen,

Bäume zu schlagen, Niegel zu spalten. Im Wald ist es in

dieser Jahreszeit wie vor einem Backofen, kein Lüftchen, ein

Druck, ein Brodem, daß man jeden Augenblick einhalten muß,

um nicht von Hitzschlag betroffen zu werden. O diese Fenzten!

Vielleicht ist das Verhältnis umgekehrt. Ich besitze ein Mättchen mit saftigem Orchard-Gras und darinnen ein kühles Silberband aus nimmer rastendem Springquell. Auf meines Nachbars Flag heißt alles, was grün ist, Unkraut und Gebüsch. Ein halbes Faß muffigen Cisternenwassers steht den dürftigen Tieren zu Gebote. Was Wunder, wenn diese Bedauernswürdigen der Verlockung nicht widerstehen und springen und klettern lernen. So beehren sie mich Tag für Tag mit ihrem unwillkommenen Besuch. Ich lasse es eine Weile gehen. Dann aber mahne ich:

„Bruder Schneider,“ — er war seines Zeichens ein Schneider und ist durch eine Zeitungsheirat in den Besitz einer altersichwachen Farm gekommen — „du mußt deine Fenz reparieren!“

„Ja, gewiß, gleich fang ich an.“

Aus dem „gleich“ wird Abend und Morgen, der erste, der zweite, der dritte Tag und so fort, und nichts geschieht. „Warum auch,“ denkt er, „der Mister drunten in der Matte ist geduldig, und unterdessen impruven (improve, zunehmen) meine Hungerleider.“ „Hör' du, Schneider, wenn das nicht aufhört, bin ich gezwungen, loszutrennen und eine eigene Fenz zu „bilden“ (build, bauen)“. Die Ausführung meiner Drohung kann ihm nun doch nicht dienen; denn das cutting loose, das Lostrennen unserer Fenzten, hat allerlei Mißbeliebtes für ihn

zur Folge.

Nach recht-

licher Kündi-

gung der part-

nership durch

den Sheriff

ziehe ich meine

Fenzhälfte

einen Schritt

weit von der

Grenzlinie auf

mein Land zu-

rück und ver-

längere sie um

den Teil, der

bisher meinem

Partner zu-

kam. Dadurch

aber entstehen

an den Enden

meiner neuen

Fenz Öffnun-

gen, durch wel-

che fremdes

Bieh ungehin-

dert in meines

Nachbars

Flag eindrin-

Niegelfenz an der Shepherdsville-Straße, Kentucky.



gen, und sein eigenes Bieh sich verlaufen kann. Um das zu verhindern, probiert er, so ganz per hasard, ein paar Niegel von seiner Fenz über die zwei fatalen Löcher nach meiner Fenz hinüberzulegen. Das brauche ich aber nicht zu dulden. Dann ist er gezwungen, längs meiner neuen Fenz im Abstand etwa von Wegbreite eine eigene zu errichten.

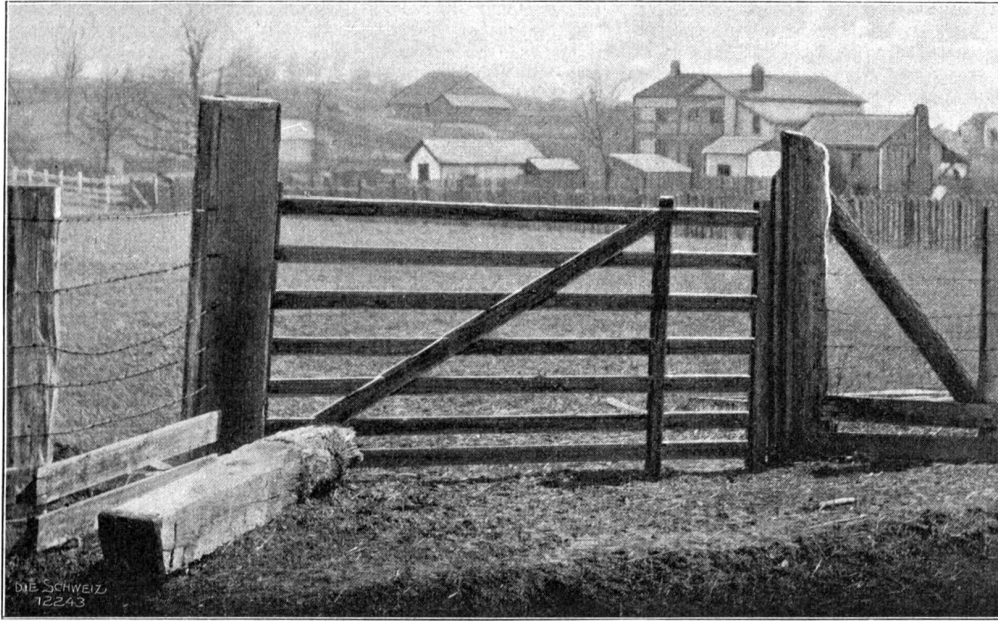
Indessen gilt diese Maßregel für eine außerordentlich feindschaftliche. Man kann seinem Nachbar kaum einen größeren Tort antun, als „to cut loose for spite, z'Leid lostrennen.“ Zuweilen veröhnen sich solche fenzentzweite Nachbarn wieder, lassen aber beide Fenzten stehen. Der Zwischenraum bleibt lain, Brachland.

Meine Drohung liegt dem Schneider nicht recht. Bäume für Niegel hat er nicht, Geld für eine Fenz anderer Art noch weniger. Er weiß sich aber zu helfen. Heraus mit dem alten Ding seines Farmerwagens unter einen Baum, zwei lange Stricke genommen und die zwei Gäule, den einen südlich, den andern nördlich, an den Wagen gebunden, zuweilen eine Kornähre, etwas graues, hartes Heu, eine Hand voll Welschkornstengel vorgeworfen, that will do, das thut's; aber nicht für lange.

„Lassen wir sie wieder einmal los. Ich denke, sie haben das Tuschumpen vergessen.“

Sie hatten nicht. Nun ist meine Geduld am Ende, und ich schicke ihm den Sheriff.

Nach wenn ich nicht reden mag von dem oft vorkommen-



Fenz-Gatter in Tunnel-Hill (Kentucky). Fenz mit Stachelbrahtzaun, vorn links ein abgefallener Pfosten.

den gleichgültigen oder böswilligen Offenlassen der Gatter, so bin ich noch nicht am Ende. Ich erinnere mich einer großen Kuh, die das Fenzspringen zu einem Sport ausgebildet und sich auf meiner ganzen Farm heimisch gemacht hatte. Heute traf ich in meinem abgezogenen Pfirsichgarten auf Bäume, deren Nester halb weggerissen oder wie Stricke gedreht waren: die Kuh. Morgen fand ich mein üppiges Kleeefeld zertreten: die Kuh. Uebermorgen bewegte sich etwas Ungehöriges im Welschhornfeld: die Kuh. Ein andermal jah ich auf einer halb zusammengerittenen Fenz eine rote Last, die nicht vorwärts und nicht rückwärts konnte, regungslos daliegen: die Kuh. Man riet mir, dem Ungetüm ein über die Nase herunter und über die Augen hinausreichendes Brett vor die Stirn an die Hörner zu hängen. Wer sollte glauben, daß sie es dennoch zu stande brachte, meine Fenzen niederzureißen und zu gehen, wo es ihr beliebte. Nun war sie reis für den Schlächter.

Diese Fenzen, der Verdruß! Des Abends nach des Tages Last und lähmender Hitze kommt die Melkzeit. Du rufft deine Kuh mit den zärtlichsten Locklauten: „hui, hui, föck, föck, föck, hui!“ Sonst erscheint sie immer auf den Ruf, heute nicht. Nun, müder Mann, rühre deine Knochen und geh' sie suchen. Nirgends eine Kuh. Sie hat den Platz verlassen. Jetzt saddle dein Roß und reite die Straße ab, vielleicht jagt dir einer, daß er eine straid cow, eine verlaufene Kuh, gesehen habe. Nach langer Irrfahrt siehst auch du sie, aber es ist nicht die deine. Macht nichts. Morgen ist auch noch ein Tag; da kannst du wieder suchen. Wahrhaftig, es gibt Zeiten im Jahr, wo das freie amerikanische Bauern ein sehr mäßiges Vergnügen ist.

Der Möglichkeiten zu Fenzstreit sind unzählige. Ich hebe aus der Menge noch zwei besonders charakteristische hervor und kleide sie in konkrete Beispiele. Die amerikanischen Liegenschafts-Kaufbriefe geben die Grenzbeschreibung etwa in folgender Weise: 1. tract, beginning at a stone, thence South 4 East, 38 poles to a stone, thence S. 71 W., 57 poles to a tree, thence N. 7 W., 47 poles u. s. w. Die vor den poles stehenden Zahlen geben das Längenmaß, die großen Buchstaben die Himmelsrichtung und die Zahlen dazwischen die Grade, um welche die Grenzlinie von der Richtung der Magnetnadel entfernt laufen muß. Zwei Nachbarn sind über die Richtung ihrer Fenz nicht einig. Sie rufen, den Streit zu schlichten, einen Feldmesser und heißen ihn genau nach den Angaben ihrer alten Kaufbriefe die Linie ausstecken. Nun wird die Angelegenheit erst recht konfus. Die neue Linie nimmt der einen Partei einen Streifen und gibt ihn der andern, weil das Naturgesetz der Variation of needle, Abweichung der Magnetnadel, nicht berücksichtigt wurde. Nach diesem Gesetz verändert die Magnetnadel ihre Stellung in je

fünfundzwanzig Jahren für Kentucky um ungefähr einen Grad nach Westen. Soll die Grenzlinie nach der vor fünf- und zwanzig Jahren vorgenommenen und im Kaufbrief niedergelegten Vermessung neu ausgesteckt werden, so muß zu den im Brief angegebenen Graden ein Grad hinzugezählt werden, wenn es sich um eine östliche Richtung handelt, und ein Grad muß abgezogen werden, will man die richtige westliche Direction finden. Den streitenden Farmern diesen Sachverhalt klar zu machen oder doch mindestens ihren Streit aus der Welt zu schaffen, ist nicht selten ein Richter-spruch erforderlich.

Eigentümliche Schwierigkeiten und Streitigkeiten verursachen oft die in den Kaufbriefen immer wiederkehrenden Corner trees, Eckbäume, meistens gewaltige Eichen, bei denen die in verschiedener Richtung laufenden Grenzlinien auf einander treffen müssen. Wenn bei Entstehung von Meinungsverschiedenheit der Corner-tree bereits gefallen und verschwunden ist, dann ist guter Rat teuer und ein Prozeß wahrscheinlich. Er ist auch dann teuer, wenn die gewöhnlichen drei Urteinschnitte verschwunden sind, die einen Baum als Corner tree kennzeichnen. (Die „Böum, darin man Lachen houwet,“ schweizerische Urkunde von 1627.)

Die Messers A und B wollen ihre Grenzlinien erneuern und bei diesem Anlaß den Punkt einmal endgültig festsetzen, in welchem die Fenzen zusammenstoßen haben.

A sagt: „Dieser Baum ist der Punkt.“

B: „Nein, dein Baum hat keine Marken, jener muß gelten.“

A: „Von jeher haben die Fenzen sich bei dieser Eiche vereinigt.“

B: „Ja, aber es war unrichtig.“

Was nun? Ein findiger C mischt sich mit dem Rat in den Handel: „Sucht die Marken, macht einen Einschnitt in den Baum des A.“ Ein mächtiges, dreißig Jahre altes Stück wird herausgeprengt. Dann stößt man wirklich auf die deutlichen Narben der gesuchten Marken, und der Streitfall ist erledigt.

Es läßt sich nicht anders erwarten, als daß eine so allgemeine und tief einschneidende Einrichtung dem Volksmund Stoff zu Sprichwörtern und bildlichen Redensarten liefert. Wenn längst der letzte Niegel verbrannt sein wird, und neue Geschlechter den Gebrauch und die Bedeutung des Wortes Fenz vergessen haben, werden noch in Sprache und Litteratur die Spuren dieser mächtigen Erscheinung zu finden sein.

Einige Beispiele von Fence sayings mögen folgen.

Die Rail, Niegel — nur die Niegelfenzen, nie die neuern Arten finden sprachliche Verwendung — sind ein Vergleichungsbild für Gedanken, Meinungen, der Toprail, der oberste Niegel ist die Pointe, der Treffer, den einer seiner Rede aufsetzt. Auch als ein Bild von Parteien oder Gesellschaftsklassen müssen die Niegel dienen. Bei Fenzreparaturen werden die Niegellagen verändert, so daß die untersten Reihen nun oben auf und neue Lagen unten hin gesetzt werden, was ungefüht eine Vergleichung an die Hand giebt. Ein sprechendes Beispiel dieser Art enthält das schöne Buch Red Rock von Thomas Nelson Page in den Worten: „Ja, ja, der unterste Niegel“ — die Neger — „ist jetzt“ — nach dem Bürgerkrieg — „zu oberst, und da soll er bleiben, bis die Fenz zusammenfällt.“

Eine sprichwörtliche Redensart, die erst im Bürgerkrieg aufgekommen sein soll, heißt taking the top rail, den obersten Niegel wegnehmen. Eine Niegelfenz steht nur durch ihr Gewicht. Weder Pfahl noch Nagel kommen zur Verwendung. Im Zickzack werden die sieben bis neun Reihen acht Fuß langer, über armdicker Holzstücke auf die Bodenreihe, den „Wurm,“ gelegt. Diese leicht beweglichen, dünnen Fenzen waren ein von den kampferprobten Soldaten sehr gesuchtes Brennmaterial. Die vielen Beschwerden der Fenzigentümer veranlaßten den Befehl, es sei nur noch erlaubt, den top rail wegzunehmen. Der Befehl wurde wörtlich befolgt, und doch verschwanden die Fenzen, weil jede folgende Kompanie immer wieder einen obersten Niegel vorfand, so lange man nicht bis auf den Wurm geplündert hatte. Das taking the top rail will an die Kinder- und Thorenweisheit erinnern, die meint, es habe nichts zu sagen, nur immer so ein klein wenig obenabzuschöpfen.

To be astride of the fence, rittlings auf der Fenz sein, wird treffend von einem Unmenschen gesagt, der nicht weiß, ob er den Sprung zur Rechten oder zur Linken thun soll. Mit besonderer Vorliebe bedient man sich des Begriffes Fenz, um politische Zustände und Vorkommnisse bildlich darzustellen. „Nach seinen Fenzen sehen“ wird von einem Politiker gesagt, der für sich, wenn er ein Amt sucht, oder für seine Partei, wenn es sich um Wahlen und Abstimmungen handelt, all die näheren Umstände und Chancen und Hilfsmittel erwägt. Ähnlichen Sinn hat das „Fixing up fences,“ Fenzen zurecht machen, Wege und Mittel zur Erreichung politischer Ziele vorbereiten und beraten. So liest man, der demokratische Kandidat für die Präsidentenwahl, William Jennings Bryan, sei mit seinen Freunden zusammengekommen, fixing up fences.

„Auf der Fenz stehen,“ weder nach rechts noch links hinüberneigen, unparteiisch sein, soll der Richter.

Den Sinn von „riding at a fence,“ auf einer Fenz reiten, läßt sich mit dem einen Wort „aufpassen,“ den Kopf beisammen halten, geben oder besser mit der dem Roman Vendennis von Thackeray entnommenen Anwendung dieser Redensart: „Die Geldnot ist ein Entwederoder und ein Tonikum; sie erhält deine Moral in einem fortwährenden Stand der Aufregung: „Wie ein Mann, der auf der Fenz reitet.“

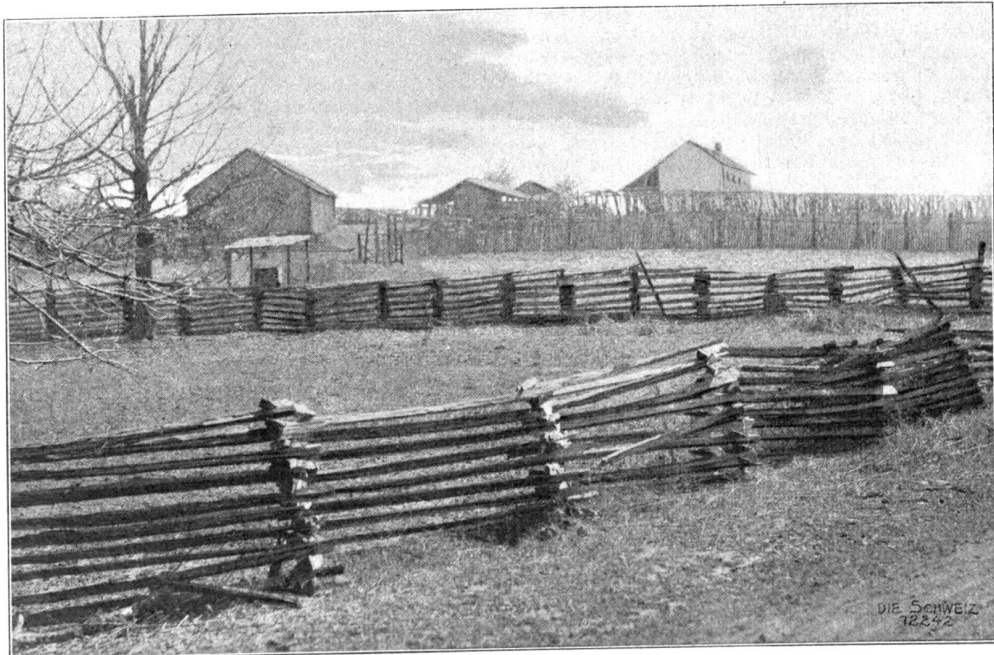
Es sei hier auch erwähnt, daß der Niegel neben seiner Verwendung zu Fenzen und Sentenzen in alter und neuer Zeit dem grimmen Spott hat dienen müssen. Der Volkswitz hat ihn zum Spott- und Schandgaul gemacht. Amerikanische Zeitungen vom Juni 1899 erzählen von einem Sektenstifter, der durch verriekte Predigten die ehrsamten Bürger eines Städtchens so aufgebracht habe, daß sie ihn auf einen Fenzriegel setzten und aus der Stadt trieben.

Auch unsern Mark Twain ist diese Verwendung des Niegels wohlbekannt. Er schildert sie in „Huckleberry Finn“ in der seinem Humor eigenen Weise zwischen Weinen und Lachen: „Als wir die Stadt erreichten — es war so um halb neun Uhr — da naht ein rasender Volkshaufe mit Fackeln, fürchterlich schreiend und gellend, Zinnpfannen schlagend und Hörner blasend. Wir sprangen auf die Seite, sie vorbei zu lassen. Und wie sie vorbei zogen, sehe ich, daß sie den „König“ und den „Herzog“ rittlings auf einem Niegel hatten, —

das heißt, ich wußte, es war der „König“ und der „Herzog“, ob schon sie von unten bis oben nichts als Leer und Federn waren und auf der Welt nichts Menschlichem mehr gleich sahen. Sie schauten gerade aus, wie ein Paar monströser Soldaten- Federbüsche. Es machte mich halb krank, das zu sehen; und die armen, erbarmungswürdigen Spitzbuben thaten mir leid. Es war mir, als könnte ich nie mehr ein herbes Gefühl gegen sie hegen.“

Ein letzter wichtiger Punkt darf in einem Artikel über die amerikanischen Fenzen nicht unberührt bleiben, der in neuerer Zeit notwendig gewordene Ersatz für die Niegelfenzen. Schon längst haben hier und dort, besonders in der Nähe von Gebäulichkeiten Bretterfenzen und ihres hübschen Aussehens und ihrer Festigkeit willen die Niegelfenzen verdrängt. Doch sind sie zu kostspielig, als daß sie zu allgemeinem Gebrauch kommen könnten. Je weiter die Besiedlung des Landes nach dem waldarmen Westen vordrang, und je weiter die Zerstörung der Wälder und die Ausbeutung des Fenzholzes schritt, ein desto gewinnreicheres Feld that sich für die Draht-, Nägel- und gewisse mechanische Industrien auf. Eisendraht erwies sich bald als das geeignetste Ersatzmaterial für Niegel. Es ist nirgends verzeichnet, wie viele erfinderische Köpfe sich auf dieses neue Gebiet warfen, stets neue und zweckentsprechendere Fenzen auszuklügelten, und der Patente für Fenzen und kleinere, beim Fenzbau zur Verwendung kommende Instrumente existieren die Menge. Die Reklamespalten landwirtschaftlicher und politischer Zeitungen begannen sich mit Fenzinseraten zu füllen. Agenten von Fenzkompagnieen ziehen von Stadt zu Stadt, errichten auf öffentlichen Plätzen, mit Vorliebe auf den Vorplätzen und Höfen der Rats- und Gerichtshäuser Musterstücke ihrer Fenzen und ihrer neuen Gatter, die gewöhnlich durch eine kleine mechanische Attraktion beim Auf- und Zuschließen auf die Schaulust wirken. Am Gerichtstag, der regelmäßig eine Volksmenge nach der Stadt lockt, sind diese Agenten unermüdblich im Explizieren der Vorzüge ihrer Proben, ihrer patentierten Drahtstreckapparate, ihrer Werkzeuge zur Verknüpfung der Drahtlagen.

Diese neue Industrie findet gedruckte Kundgebungen wie folgende ihrem Zwecke dienlich: „Die alten Wurm- oder Zickzackfenzen, was für eine Langweilerei sind sie doch mit ihren Winkeln voller Unkraut und Dornen, und was für eine Gefahr für unvorsichtige Kinder mit ihrem Gift-Epheu. Das einzige Heilmittel ist, sich dem Fortschritt zu fügen. Die Niegelfenzen sind wie so manches aus unsrer Großväter Zeiten überholt. Wirf sie weg und baue Drahtfenzen. Dann wird deine Farm, wenn du sie verkaufen willst, fünfundzwanzig Prozent mehr bringen als die deines Nachbarn.“ Fenzen aus Stachelbraut



Farm mit Fenzen in Kentucky.

in Verbindung mit zwei Reihen schmaler Bretter sind am meisten im Gebrauch. Aus glattem, galvanisch verzinnem Draht errichtete Fenzen sind in dieser Gegend nicht beliebt. Dagegen hat sich eine Art Staket, Scheilefenz durch ihre Billigkeit empfohlen. In zwei Doppelreihen starker Drähte werden gespaltene Eichenstaketen oder auch bloß Stäbe aus dauerhaftem Holz eingeflochten.

Verläßt man aber auch die alte, gute Weise des Fenzbaus aus Niegeln, so kann man dennoch des Waldes nicht entraten. Pfosten müssen zum Festhalten der Drähte hingestellt werden, alle paar Schritte einer, und jeder muß zwei bis drei Fuß tief in den Boden gesetzt werden. Maulbeer-, Kastanien-, Akazienholz, das der Fäulnis am längsten widersteht, besigen wir nicht mehr in genügender Menge. So sind denn noch die Weizeichen unser und unsrer Fenzen einziger Halt. Ist auch mit diesen Bäumen aufgeräumt, dann werden die, welche jetzt schon eiserne oder stählerne Pfosten zum Kaufe anbieten, sagen dürfen: Nun ist unsre Zeit gekommen. Man möchte gern prophezeien können, daß bis dorthin der vielgeplagte amerikanische Farmer der Fenzkalamität ein Ende

gemacht haben wird. Vermutlich aber werden, bevor man Wandel schafft, noch manche derartigen Nöte über den Bauernstand hereinbrechen müssen, wie die übermäßige Verteuerung des unentbehrlichen Fenzdrahtes, die wir gegenwärtig dem gemeinschädlichen Institut der Trusts, der Geschäftsringe, zu verdanken haben. Um hundert und mehr Prozent haben sie die bisher üblichen und annehmbaren Preise hinaufgeschraubt. Mancher ärmere Farmer hat seine Pfosten für eine neue Fenz parat, es geht aber über seine Kräfte, die nötigen Eisenteile anzuschaffen. Er muß warten, auf einen Rückschlag hoffen und unterdessen die entmutigende Defensive gegen eigenes und fremdes Vieh fortführen, so gut er kann.

Ich schließe meine Abhandlung über Wald und Fenzen mit der Bemerkung, sie habe ein gutes Werk gethan, wenn sie auf die Auswanderungsfrage, soweit sie den Bauernstand angeht, ein bisher wenig beachtetes Licht wirft, und wenn sie die alte Wahrheit neu begründet: Findest du drüben in der alten Heimat dein Brot, und wenn es auch nur ein kärgliches wäre, so thust du besser, dich damit zu begnügen, als von einem eigenen Haus auf eigener Scholle in diesem Lande zu träumen.

Aus den Schwyzer-Bergen.

Von M. Annen, Zürich.

Mit drei Illustrationen.

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen,“ heißt das Sprichwort, und so dachten auch wir, meine Brüder und ich, als wir im Sommer 1898 die Bergstöcke aus ihrer Verbannung hinter dem Ofen hervorholten. Diesmal galt es, das Quellengebiet der wilden Muota an den Hängen der Schächenthaler Windgelle und der Glatten Wand hinten im Bistthal aufzusuchen; gleichzeitig wollten wir dem Hirten auf der Glatt Alp und dem einsamen „Seelein“ einen Besuch abstatten. Hinauf durch die berüchtigte Brüelkehle auf den Leckstock, über den Gernsboden durch das Firnenloch, hinab nach dem Urnerboden, wiederum zur Klausenpashöhe, nach Untersächchen, Altdorf, und per Bahn heimwärts, so lautete unser Programm.

Der erste schöne Tag des August war in Aussicht genommen. Seppel repräsentierte Empfangs- und Organisationskomitee zugleich, er sollte das Datum des Ausbruchs telegraphisch nach Zürich melden. Und er ließ nicht lange auf sich warten. Wunder schön war der Abend, als ich, gebirgsmäßig ausgerüstet, auf der Station Schwyz-Seewen den Eisenbahzug verließ, stürmisch begrüßt von meinen Gefährten. Helle Begeisterung herrschte, Feldstecher, Proviant etc. lagen bereit, dem herrlichen Abend folgte ein womöglich noch schönerer Morgen. Es mochte etwa 4 Uhr sein, als wir unter Jubelrufen aufbrachen; hier und dort schob sich ein benachmühtes Haupt in die Fensteröffnung, mit neugierigem Blick den fünf Tausendwinden folgend.

Auf der Höhe des „Siebels“, der das Muotathal nach Schwyz hin verriegelt, ließen wir das einsame Bergdörfchen Aufzberg links liegen und wandten uns thalabwärts. Heuschreckenartig ging es durchs „Schrutenloch“; Bernhard glaubte den Weg abkürzen zu können, geriet ins Gefstrüppe, aus dem er sich nur mit großer Mühe frei machte. Schadenfrohes Gelächter empfing den Vorwichtigen. Eine alte Frau stand vor der Thür eines romantischen Bauernhauses in der „Hockern“ und wurde interpelliert. Die Hände schlug sie über dem Kopf zusammen, als wir ihr berichteten, welches unser Ziel. Für sie war kein Zweifel, daß wir wenigstens verhungern oder abstürzen müßten.

Die Sonne vergoldete die höchsten Bergspitzen, als wir das Niveau des Thales erreichten. Müstig ging es die Landstraße weiter, beinahe zu rüstig; denn jeder wollte der bessere Fußgänger sein. Nicht lange Zeit verstrich, und die ersten Häuser von Nied waren passiert; riesige Felswände, über deren Gestein die Bäche der Stoosalpen und des hintern Oberberg niederstürzten, bauten sich vor unsern Augen auf. Ein Geißhub mit Holzschuhen und einem stattlichen Trüpplein Geißen, die Salztasche links, das Horn rechts, erregte unsere Aufmerksamkeit. Es war ein allerliebtestes Birschen, das mit seinen Schützgebotenen eine prächtige Staffage zu der umgebenden Gebirgswelt bildete. Schon wurden die Matten rechts von den ersten Sonnen-

strahlen beleuchtet, die Häuser des Dorfes „Muotathal“ waren erreicht, man kehrte ein bei einem Wirte „Wundermild“ oder wie er sonst geheißen haben mag. Mühreier, Omelette und andere Herrlichkeiten erfrischten unsere Lebensgeister. Der Gastgeber hielt einen langen Speech über das Kriegsjahr 1798, der Zug Suworows über den Ringkulum wurde uns durch verschiedene Maritaten, als: einen hübschen Säbel, altmodische Flinten und andere ausrangierte Kriegsutensilien vergegenwärtigt. Eine wertvolle Münzsammlung ist ebenfalls im Besitz des Mannes. — Der Wein war gut, die Eier schmeckten vorzüglich, wir statteten dem hübschen Kirchlein einen Besuch ab, um den Himmel um seinen Segen anzuflehen; dann ging's weiter zwischen freundlichen Wiesen an wettergebräunten Schweizerhäuschen vorbei. Im Wirtshaus zum Schwarzenbach, droben im Bistthal, wurde eine kräftige Suppe gegessen; der anwesende Welspler mußte uns als Reisehandbuch dienen, indem wir ihn über die einzuschlagende Richtung befragten. Nach allen Seiten führten Pfade, unser Ratgeber wies uns diesen an, einen andern Leute, denen wir begegneten; schließlich überließen wir es dem Zufall und standen plötzlich vor einer unübersteiglichen Felswand, genau wie die bekannten Ochsen am Berge. Nimmermehr schien es geheuer, diese wilden Hänge zu bemeistern. — Ein Kärtchen aus dem Siegfried-Atlas (1:50,000) ward unsere Rettung. An seiner Hand entdeckten wir den Steig, der sich links hinaufwand. Bevor wir uns aber von der Muota trennten, badeten wir unsere zusammengerechnet zehn Spazierhölzer in ihren erfrischenden Gluten und nahmen so einen „tiefgehenden Abschied“. Hurtig wurde dann gepackt, der Bach überschritten und zwischen Felsklögen und knorrigen Tannen emporgeklettert.

So weit war alles gut gegangen, da begann die Sonne zu brennen. Jubelrufe und übermütiges Gepolter verstummten, wir hatten genug zu thun, die Ströme rinnenden Schweißes abzutrocknen. Der Durst stellte sich als unangenehmer Begleiter ein, überallhin spähten unsere Augen und erblickten wohl drüben an der Wand des „Vorläubli“ einen prächtig niederstürzenden Wasserfall, unerreichbar jedoch ließ er uns die reinsten Tantalusqualen erdulden. Da hoch — ein leises Gurgeln, und lustig quoll ein winziges Fädchen Raß aus dem Gestein; mit Kirchwasser vermischt, lieferte es ein kostbares Getränk. Flott erreichten wir dann die Höhe des „Mütschen“; Steinmandli standen im Kreise umher wie Zwergmenschen in einer Matscherverammlung.

Eine halbe Stunde noch, und wir befanden uns in dem einsamen Hochthal der „Glattalp“, das von dem sogenannten Turm, dem Silber- und Ortstock, den Glattalpiristen und den Jägerstöden begrenzt wird. Vielleicht waren wir zu rasch geklettert, vielleicht ergab es sich als einfache Folge der übermäßigen Hitze — einer von uns wurde invalide und sah den